



dot
books

Judith
Rotem

ICH HABE
SO SEHR
GELIEBT

Roman

Noch bevor er seinen Namen nannte, wusste ich, dass er Jude war, nicht dem Aussehen nach, weil er vollkommen gojisch aussah, sondern weil das Eisstadion vor allem von der jüdischen Jugend besucht wurde, deren Familien in der Nähe wohnten, in Straßen, in denen viele jüdische Familien lebten – in der Dob utca, Wescelényi utca, Rumbach utca, Kazinczy utca, den Straßen, die einige Jahre später zum jüdischen Ghetto werden sollten.

Natürlich war er Jude. Unser gemeinsamer Nachname Klein war ein jüdischer Name. Seine Eltern gehörten vermutlich der Reformgemeinde, den Neologen, an und gingen an den Hohen Feiertagen zum Beten in den Dohány-Tempel. Gabor, sein ungarischer Vorname, bewies, dass er zu den liberalen Assimilierten gehörte, die bei meinem Vater und meinen Brüdern und der ganzen orthodoxen Gemeinde von Budapest als ketzerische Abtrünnige verpönt waren.

Während ich mich die Treppe hinaufschleppte, wechselten wir kaum ein Wort. Mein Blick hing an seinen üppigen Lippen, die schweigend aufeinander gepresst waren. Ich wollte etwas sagen, um die Spannung zu zerstreuen, doch die Schmerzen waren so stark, dass ich nicht sprechen konnte.

Auf jedem Treppenabsatz holte ich tief Luft und versuchte, mich ohne die Hilfe meines Begleiters aufzurichten. Ich hatte große Angst, doch in die Angst mischte sich die Euphorie, die unsere gemeinsame Radfahrt und die aufregende Nähe seiner starken Brust, an die ich mich beim Erklimmen der Stufen lehnte, in mir ausgelöst hatte.

Es war mein Debüt in einem Liebesfilm, in dem ich die Hauptrolle spielte, doch ich war eine unsichere, unerfahrene Schauspielerin. Die Szenenfolge ahnte ich instinktiv: nach den Blicken kamen die schönen Worte, die Blumen und Geschenke, die den Weg zur Berührung ebneten. Ich sehnte mich nach der Berührung, doch ich hatte auch Angst davor. Jetzt wollte ich nur, dass er fortging, wünschte mir, dass der Abschied schon hinter mir läge, weil ich wusste, dass wir uns in wenigen Augenblicken trennen mussten, ganz gleich, ob es ein Wiedersehen geben würde oder nicht.

Die Spannung lastete auf mir wie eine schwere Bürde. Bei jeder Stufe stellte ich mir vor, wie ich mich von ihm verabschieden und ihm mit einer zarten Geste meinen Dank bekunden würde. Er würde mir formvollendet die Hand küssen und die Treppe hinunterstürzen wie ein Ritter mit gebrochenem Herzen, er würde Pläne schmieden, um mich, die gefangene schöne Prinzessin, wiederzusehen, doch jetzt sollte er gehen, bevor es zu spät war.

Endlich kamen wir im vierten Stock an und standen vor der Wohnung.

Die Tür wurde hastig aufgerissen. Beide standen auf der Schwelle, mein Vater und meine Mutter, wie angewurzelt, er in voller Größe, mit dem großen kahlen Kopf auf dem baumlangen, schweren Körper. Die Kleins sind alles andere als klein. Auch meine Mutter war als Einzige aus ihrer Familie hochgewachsen. Wie sie dastand, schön und tadellos gepflegt, glich sie einem voll erblühten, sorgfältig gestutzten Rosenstrauch.

Hinter ihnen tauchten dicht an dicht die emporgereckten Köpfe meiner Brüder Miši und Yózsí auf. »Wo treibst du dich herum, *chutpedike*, du Schamlose?«, dröhnte die Stimme meines Vaters in meinen Ohren. Meine Mutter ließ ein ängstliches Zwitschern hören, und dann landete wie ein Stein aus düsterem Himmel eine mächtige Ohrfeige in meinem Gesicht, eine geballte Ladung von brennendem Schmerz und Kränkung. Ich fing wieder an

zu weinen, ob aus Schmerz oder Scham wusste ich nicht zu sagen.

Während dieser Augenblicke, die eine Ewigkeit zu dauern schienen, war ich mir die ganze Zeit bewusst, dass Gabi Klein neben mir stand und mich ansah.

Ich senkte den Blick, bis er an den Beinen des Tischchens in der Diele hängen blieb. Dort lag meine verschwundene Tasche. Jetzt wurde mir alles klar. Meine Cousine Kató hatte mich verpetzt! Die Tränen, die mir wieder in die Augen schossen, unterdrückte ich mit Gewalt. Sie wird mich nicht zum Weinen bringen, dieses Scheusal, diese gemeine Verräterin!

Meine Mutter fasste sich zuerst und forderte den ungebetenen Gast mit verlogener Höflichkeit zum Eintreten auf.

»Will der junge Herr uns nicht die Ehre geben?«, säuselte sie mit unnatürlich hoher Stimme und setzte ein honigsüßes Lächeln auf, das sonst nur Kunden und Nichtjuden vorbehalten war. Dabei zerrte sie mich am Arm hinter ihren Rücken und zwickte mich kräftig, um keinen Zweifel daran zu lassen, dass ich mich später auf einiges gefasst machen konnte.

Dieses Zwicken spüre ich bis heute, und auch die Kränkung ist nicht ganz verflogen. Die Gefühle, die ich damals für meine Eltern empfand, sind nicht verblasst und abgestumpft. Gewiss wurden sie im Laufe der Zeit durch viele Schichten anderer Gefühle überlagert, zu denen auch Vergebung, Kummer und Schuld gehörten. Warum denn Schuld, fragst du, liebe Nichte? Schuld war ein Grundelement meiner Erziehung. Wie in dem Witz über den Mann, der seine Frau am Morgen ohne jeden Anlass ohrfeigt, weil sie die Ohrfeige bis zum Abend sicher verdient haben wird.

Ich hoffe, dass mir leichter ums Herz sein wird, wenn ich dir meine Geschichte erzählt habe. »Geteiltes Leid ist halbes Leid«, heißt es im Sprichwort, und unser Rabbiner sagt immer, man könne sein Herz erleichtern, wenn man mit anderen über seine Nöte rede.

Genug für heute, meinst du nicht, *drága*? Bring ruhig das Geschirr in die Küche, in diesem Café kannst du dich wie zu Hause fühlen. Und bitte Irénka, zu mir zu kommen, damit ich mich von ihr verabschieden kann, bevor wir gehen.

2. Kapitel

MONTAG, 6. MÄRZ 1995

Heute früh bin ich fit und energiegeladen. Meine morgendliche Niedergeschlagenheit, die sonst immer erst nach einigen kräftigen Streckübungen im Bett verschwindet, ist wie weggeblasen. Als hätte sie beschlossen, sich weiter unter der Decke zu verkriechen – ohne mich.

Meine Tante ist vor mir aufgestanden. Ich höre sie in der Dusche auf Ungarisch singen. Ich bewundere sie. Ihre Tage sind gezählt, die Krankheit frisst an ihr, und sie singt. Juliana, die mindestens achtzig Kilo wiegt, kommt herein, stellt die Lebensmittel hin und sagt zu meiner Tante: »Essen Sie nur, Frau Mannheim, Sie sind ja nur noch ein Strich.« Meine Tante sagt lachend: »Lieber gesund und dick als schlank und krank, was, Juliana?«

Ich frage mich, ob sie in ihrem Leben oft niedergeschlagen oder deprimiert war. Sie ist meine Tante, doch ich weiß fast nichts über sie.

Meine Tante wird sterben, doch ihre Gefühle sind alles andere als abgestorben. Sie sagt, dass sie im nächsten Herbst, ihrer Lieblingsjahreszeit, schon nicht mehr am Leben sein wird, doch einstweilen lebt sie aus dem Vollen. Gestern beim Abendessen servierte sie mir Karotten mit Mandeln und schrieb mir das Rezept in allen Einzelheiten auf. Heute Morgen, nach einem herrlichem Frühstück mit Müsli, Fruchtjoghurt, Vollkornbrot und Bauernbutter gingen wir zu einem Geschäft in der Kantstraße, um mir einen elektrischen Entsafter zu kaufen, »weil es dieses Modell in Israel nicht gibt«.

Wir gehen eng umschlungen, Arm in Arm, doch ihre Nähe ist ein zwiespältiges Vergnügen – sie macht mich glücklich und traurig zugleich. Mit meiner Mutter bin ich nie untergehakt spazieren gegangen. Wieder bestürmen mich die gegensätzlichen Gefühle, die der Gedanke an meine Mutter in mir auslöst und die zwischen Mitleid und Ablehnung schwanken. Und wenn ich Arm in Arm mit ihr ginge, in welcher Sprache würden wir uns unterhalten? Hat meine Mutter, die das Sprechen verlernt hat, eine geheime innere Sprache, in der sie ihre Gedanken und Gefühle ausdrücken kann?

Plötzlich fällt mir der Traum ein, den ich heute Nacht geträumt habe. Meine Mutter öffnet den Mund, um mir etwas zu sagen, doch ihre Zunge ist wie gelähmt. Statt Worten fliegen ihr Seifenblasen aus dem Mund, die sofort platzen, ihre Hände zeichnen kleine Bilder in chinesischer Schrift, die sie umschweben: Tortenstücke auf Porzellantellern, altmodische, aber schöne Kleider, Stoff- und Seidenblumen, Teppichklopper, Besen, Schrubber, Staubtücher, Fotos von Kindern und Enkeln, Schriftbänder, die ich nicht entziffern kann.

Meine Mutter lebte zweiundzwanzig Jahre in Amerika, der neuen Wahlheimat meines Vaters, der nach dem Zweiten Weltkrieg erst nach Israel ging, aber das Land im Grunde schon leid war, bevor er israelischen Boden betrat. »Geh mit ihm nach Amerika, damit er nicht sein Leben lang nörgelt und dir vorwirft, dass ihm deinetwegen die Goldbarren

entgangen sind, die in New York auf der Straße liegen«, sagte meine Tante Edith zu meiner Mutter. »Deine Töchter sind verheiratet. Du wirst sehen, dass sie auch ohne dich zurechtkommen.«

Zwanzig Jahre nach ihrer Einwanderung nach Israel zogen meine Eltern ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die ihnen letzten Endes verschlossen bleiben sollten. Nach dieser Zeit in Amerika war meine Mutter von der schweren Arbeit so verbraucht, dass ihr die Sprache verloren ging. Ihr fehlten die Worte, um sinnvolle Sätze zu bauen. Ihre Vorstellungskraft, ihr Abstraktions- und Denkvermögen waren ihr abhanden gekommen. Ihr Hebräisch war verdorrt, Englisch hatte sie nie richtig gelernt, das Ungarische war halb vergessen, das Jiddisch, das sie in Borough Park und Brooklyn aufgeschnappt hatte, fiel von ihr ab wie Herbstlaub im Wind, und das Deutsche, das ihre Gouvernante ihr als Kind beigebracht hatte, klang hölzern und dürrig. Wie brachte sie es fertig, ihre Gefühle in Worte zu kleiden? Ich stelle mir Gedankenbänder vor, die in ihrem Kopf umherflattern und sich verflüchtigen wie der Dampf aus einem siedenden Wasserkessel.

Wenn ich mich mit meiner Tante unterhalte, deren Wortschatz und Redegewandtheit mich immer aufs Neue beeindrucken, fühle ich eine seltsame Sehnsucht nach meiner Mutter und ein unerklärliches Schuldgefühl. Meine schöne, unglückliche Mutter, die keine Sprache mehr hat; meine Mutter, die ganz anders hätte sein können, wenn das Schicksal es ein wenig besser mit ihr gemeint hätte.

Nach dem Tod meines Vaters kehrte meine Mutter nach Israel zurück. Die Aufregung über meine Scheidung hatte sich noch nicht gelegt, und die Schande war so groß, dass sie nach Jerusalem zog, um möglichst weit vom Schauplatz des Skandals entfernt zu sein. Wieder ein Umzug, wieder eine neue Wohnung ... Das Wanderleben hatte sie mit ihrer Schwägerin Gabi gemeinsam.

Meine Mutter und meine Tante sind beide alt. Sie sitzen in einem Zug, der unerbittlich auf die Endstation zurollt. Doch meine Tante bereitet sich bewusst auf das Ende vor, meine Mutter verdrängt es. Der Tod trifft nur die anderen, »die Ärmsten«, doch nicht sie. Möchte ich alt werden wie meine Tante oder wie meine Mutter? Die Entscheidung fällt mir nicht schwer.

Als ob man sich das aussuchen könnte wie ein Gericht auf der Speisekarte ...

Meine Tante ruft mich, ich gehe zu ihr ins Zimmer.

FÜR UNS FRAUEN IST DAS »SEIN« WICHTIGER ALS DAS »TUN«

Wenn du nichts dagegen hast, mein Liebling, werden wir heute Morgen hier in der Wohnung reden. Juliana hat schon die Lebensmittel gebracht, und das Frühstück ist fertig. Riechst du den Käsetoast und das Croissant, das ich dir gebacken habe? Keine Sorge, du wirst nie dick. Ich habe dir meine Gene vererbt, nicht deine Mutter.

In der Nacht ging mir ein Thema durch den Kopf, mit dem du zum Glück noch nichts zu tun hast: das Alter. Bubi schenkte mir vor Jahren eine herrliche Platte – mit Liedern von Ehud Manor, von Matti Caspi gesungen. Eine Zeile lautet: »Wir sprachen noch nicht vom

Alter, es hat seinen eigenen Reiz ...« Ich fragte mich damals, warum man überhaupt vom Alter spricht und welchen Reiz es haben soll.

Heute weiß ich, dass auch das Alter seine Reize hat: den Reiz der Weisheit und der Duldsamkeit. Ich bin nicht mehr beleidigt, wenn jemand mich schief anguckt. Früher war ich so empfindlich wie du. Jede Bemerkung ging mir unter die Haut. Ich wollte von allen geliebt sein, es allen recht machen und allen gefallen. Inzwischen habe ich einige dieser überflüssigen Schwächen abgelegt, und das erleichtert mir vieles.

Doch für Bihoschka war das Altern die Hölle. Sein Leben lang hatte er gearbeitet und gekämpft und dirigiert und erobert und Erfolge und Misserfolge gehabt, doch im Alter hatte er das Gefühl, sich in Nichts aufzulösen. Später, für mein Gefühl zu früh, verleugnete er seine Grundsätze und Überzeugungen, aus Angst, nicht mehr akzeptiert zu werden, aus Stolz und Kränkung.

Bei uns Frauen ist das anders. Für uns ist das »Sein« genauso wichtig wie das »Tun«. Das Altwerden schreckte mich nicht. Für mich war dieses Altersheim vom ersten Moment an ein Vorgeschmack auf das Paradies. Die drei Jahre, die wir hier gemeinsam verbrachten, bis er starb, waren die schönsten unseres Lebens. Vielleicht weil wir uns endlich wirklich liebten und alle Verletzungen heilten, die uns in der Jugend zugefügt wurden.

Das Alter ist für mich eine wunderbare Zeit, eine Zeit zum »Korrekturlesen«. Nachdem wir die Geschichte unseres Lebens geschrieben haben, in der sich nichts Wesentliches mehr ändern oder ereignen wird, abgesehen vom Tod natürlich, ist es Zeit für die letzten Korrekturen an unserem Hauptwerk, das heißt, an uns selbst. Wie jeder Autor, der zögert, sein Werk aus der Hand zu geben, und das Geschriebene immer wieder umschreibt, verbessert, zurechtschleift und glättet, so können auch wir uns bis zur letzten Stunde korrigieren und vervollkommen.

Du siehst, ich tröste mich gern mit philosophischen Gedanken, wenn auch nicht immer mit Erfolg. Als ich heute Morgen beim Aufstehen einen Schwächeanfall hatte, war ich beinahe empört. Eine Zumutung, ausgerechnet kurz vor dem Ende, nach all den Anstrengungen, Fehlern und Krisen, nach all dem Herzweh. Ich habe ein bisschen Geld für schlechte Zeiten gespart, doch keine Kraft, und gerade jetzt brauche ich sehr viel Kraft – seelische, geistige und körperliche. Daher war ich so froh, dass du jetzt gekommen bist, bevor die Kräfte mich ganz verlassen.

Komm, meine Süße, die Sonne scheint, lass uns nach draußen gehen. Wir werden im Gehen reden. Nach so langer Zeit sollte man alles auslüften, was Staub und Schmutz angesetzt hat. Lass uns in den großen Park gehen. Der März heißt uns willkommen. Sieh dir die Blumen und Sträucher an, welche Blütenpracht! Wir können im Park auf einer Bank sitzen und reden. Ich bin so froh, dass du gekommen bist. Wenn ich erzähle, findet alles seinen Platz, einen besseren, gesünderen Platz.